

höchstens auf 'ner Terrasse wollen sie sitzen, und bei Regen ist es auch nichts, da kommt keiner aus der Hütte. So was wie heute, das ist Dienstagwetter.« Günter Schaffer lachte aus der Brust wie ein Spielzeugteddy brummt. Er war Prediger des von ihm so genannten Ruhrgebietswettlers, das er lobpreiste wie ein Zeuge Jehovas das Paradies; gemeint war eine dunstige bis trübe Lage, windlos, der Rauch steigt tannengerade ungestört in den suppengrauen Himmel, die Häuser werfen keine Schatten, so mochte er es für sein Geschäft. Die Gäste waren überzeugt, wäre es immer so wie von ihm fast bejubelt, fände er einen anderen Grund, über mangelnden Umsatz zu klagen, das hatte der Mann mit den Genen vom Vater übernommen. An den Dienstagen wünschte er sich Sonnenschein, nicht nur weil er frei hatte, auch weil das Wetter den Konkurrenten schadete. Obwohl ihn das Leben oft widerlegt hatte, blieb er ein begnadeter Elendstheoretiker.

Wie auf ein Stichwort watschelten drei sich auffallend ähnelnde und fast gleichaltrige grauhaarige, gut genährte Frauen in das Café Endlich. »Hallo, da sind wir ja wieder, wunderbarer Sonnenschein, nicht? Da lacht das Herz«, log der Konditor geschäftsmäßig. Über die drei sich von seinem Wortschwall und seiner gespielten Aufmerksamkeit geehrt fühlenden Schwestern wusste Schaffer, dass die älteste seit einem Jahr Witwe war, an den beiden anderen »alten Schraubendampfern« sollte niemand »dran gewesen« sein, was er verstand. Dabei war er sich der Zustimmung anderer Gäste sicher. Hintereinander zogen die Neuen vorbei an den Männern und Anna Schaffer in den zweiten

92

Gastraum, wo sie Horst laut grüßten, der antwortete kaum hörbar und sah hiernach wie durch sie hindurch. Die Wirtin hatte die drei schon am Vormittag auf der Straße informiert. Nun beobachtete sie zufrieden, wie ihr Mann, der Kellner und Silvertbach missbilligend auf die ausladenden Altweibergesäße blickten; dass zwei von den dreien ihr Bügelbrett hinten im Rock auch nicht mochten, ahnte sie nicht.

»Was nehmen wir denn?« Der Wirt dienerte. Horst fiel im Halbdunkel des Raumes auf, dass die Hose des Konditors nicht nur schlabberig

um die Oberschenkel hing, der Stoff glänzte vom täglichen Tragen wie ein altersmatter Spiegel.

»Herr Schaffer«, sagte die Witwe, ihm fiel zum ersten Mal auf, dass sie hellblaue Augen hatte, »wir möchten gern diesen wunderschönen Pflaumenkuchen.«

»Glückwunsch, da haben Sie gut gewählt.«

»Meine beiden Schwestern nicht, aber ich hätte gern eine Portion Sahne dazu.«

»Wie immer hausgemacht. Und drei Kännchen Kaffee.« Für sein Alter erstaunlich schnell drehte sich der Cafébesitzer um, wieder hatte sein Trick verfangen – er fragte nicht, ob sie jeweils eine Tasse Kaffee bestellen wollten, ihnen wurde umsatzträchtig ein Kännchen unterstellt, und ehe die das begriffen, stand der Geschäftstüchtige schon an der Maschine aus der Adenauerzeit und ließ geräuschvoll Wasser ein.

Nur wer die vom Wirt Schraubendampfer oder alte Schabracken genannten Frauen genau musterte, dem fiel auf, dass es keine Drillinge waren. Sie kleideten sich ähnlich, meist trugen die drei graue wollene Kleider; saßen sie am Tisch, legten die Schwestern ihre gewaltigen Busen auf die Unterarme, die als gepolsterte Stütze zwischen Tischplatte und Brüsten aufgebaut waren. Denselben Friseur mussten sie auch besuchen, sofern sie sich nicht kostengünstig gegenseitig so einfallslos frisierten. Ein Gast mokierte sich, die seien auf ihren Köpfen zurechtgemacht wie drei Ossi aus einem brandenburgischen Dorf. Es wurde ohne gesichertes Wissen hartnäckig behauptet, die Blechhühner hätten mit dem vor einem Jahr Verblichenen gemeinsam in einer Wohnung gelebt, deshalb sei um ihn nicht zu trauern. Gäbe es wirklich »ne Hölle da unten«, der habe sie schon oben gehabt, es sei für Lebende nachzuempfinden, wenn sich der Tote wohlig in seinen Sarg kuschele, nun habe er Ruhe und deshalb Frieden. Und wenn der, witzelte einmal der rheinische Kellner, die drei »hat schrubben müssen«, dann sei ihr einstiger Kumpel wohl nach Atemluft hechelnd an Ermattung gestor-

93

ben. Gesichert war, dass der Arme an einem Gehirntumor in der Universitätsklinik elend eingegangen war.

Anna Schaffer natterte seit einigen Monaten gegen die Witwe, weil die einem bisher fremden Gast einmal im hinteren Raum das Ableben ihres Mannes anders geschildert und sie das durch die Räume horchend mitbekommen hatte. Dem Fremden berichtete die Witwe ausführlich unrichtig, sie habe eines Tages von der Sekretärin ihres Mannes einen Anruf bekommen. Das »besorgte sehr junge Fräulein« habe die Ehefrau komplizenhaft über ihre Beobachtungen informiert. Ihr Ehemann, Chef der Anruferin, vergesse in letzter Zeit auffällig viel, rede oft unkonzentriert, bei »einer kleinen Feier in seinem Büro« seien ihm Weinflaschen vom Tablett gefallen. »Wein, Wein«, höhnte die Horcherin später vorn im Raum, »der soff doch nur Bier wie alle hier.« Nach dieser Einleitung des Klassenkampfes aus der Perspektive des Gesöffs stichelte Anna Schaffer, »ein einziges Mal« hätten die beiden Schwestern die graue Witwe allein ins Café gehen lassen, »schon haute die in die Sahne, dass es bis hier an den Tisch spritzte«. Die Zuhörer wunderten sich, warum sie Sahne und nicht wie üblich Kacke gesagt hatte. Auch die Vettel sprach bei ihren zündelnden Berichten von dem »Blechhuhn«, das ihrem Mann einen Chefposten, eine Sekretärin und sogar ein eigenes Büro angedichtet hatte. Tatsächlich sei er ein »ganz gewöhnlicher Zocker gewesen«, was sie mit viel Auswurf an Speichel sagte. Die verruchten Buden, in denen er die Nächte verbrachte, seien »doch in ganz Düsseldorf bekannt«. In der von seiner Witwe ausgeblendeten Wirklichkeit sei es Skatbrüdern aufgefallen, dass ihr Mitspieler wirr argumentierte und manchmal innerhalb einer Minute zweimal wissen wollte, wie spät es sei. Das wurde aber nicht als Alarmsignal wahrgenommen, erst unerträgliche Kopfschmerzen ließen ihn zu spät einen Arzt aufsuchen. Immerhin konnte der sich ein Auto leisten, lobte Anna Schaffer während ihres Niedermachens, um das Positive danach wie erwartet zurückzunehmen: »Der wird wohl, wenn Not am Mann war, von dem Geld seiner Schraubendampfer die

94

Miete und das Essen bezahlt haben.« Ein Stammgast ergänzte, er habe einmal in einem unscheinbaren Kurzwarengeschäft eine der drei Frauen, aber welche, das war nicht klar zu erkennen, als Verkäuferin hinter der Theke stehen sehen. Wochen danach sei der Laden pleite gewesen, was kein Wunder sei bei einer solch unansehnlichen Verkaufskraft. Halbtags würden sie wohl arbeiten, spekulierten die Trunkenbolde, weil die drei werktags sehr spät zum Kuchenessen und Kaffeeschlürfen kämen. Günter Schaffer hakte reflexartig ein, für seinen Kaffee und die hausgemachte Sahne müssten Kunden eigentlich quer durch Düsseldorf zu ihm gelaufen kommen. Wiederholt wollte Anna Schaffer, wenn sie das Ansehen der drei exekutierte, mit der finalen Beschimpfung zum entscheidenden Schlag ausholen, wahrscheinlich gingen die drei putzen, doch sie bremste sich sogar im Stande stärkster Trunkenheit, ihre Zuhörer wussten, dass die so genannte Chefin morgens selbst das Lokal und die Klosetts säuberte.

»So, meine Damen, hier der wunderbare Pflaumenkuchen à la Schaffer«, der Konditor trug die drei Teller mit ausholender Geste, setzte sie mit einer artig wirkenden Verbeugung ab, »und hier noch die hausgemachte einmalige Sahne des Hauses«. Die von Horst emotionslos betrachteten Kundinnen kieksten wie vielleicht vor Jahrzehnten, als sie noch Abziehbildchen sammelten und jede ein Poesiealbum führte.

»Sofort, sofort, meine Damen, der Kaffee läuft noch, frisch für Sie gemacht.« Wieder ein geschmeicheltes kollektives Kichern, Horst setzte ein gefülltes Glas an den Mund.

Karl Heidmann berichtete früher nach vorn gebeugt flüsternd den anderen Gästen im vorderen Raum, dass Anna Schaffers wiederholt erzählte Geschichte, sie habe als Kundin einmal während eines Besuches diesen köstlichen Pflaumenkuchen gegessen und spontan beschlossen, diesen Künstler seines Faches zu heiraten, »erstunken und erlogen ist, die hat hier als Putzfrau begonnen«. Er nutzte dazu die wenigen Minuten, wenn die Wirtsleute mal mittags hinten in der

95

Betriebsküche saßen und für die Gäste vorn hörbar ihre Eintöpfe in sich hineinschlürften. So lange wie er verkehrte noch keiner im Café Endlich, aber die Zeit als Gastmethusalem reichte nicht, um über die erste Frau viel erzählen zu können. Da soll, so wurde gemunkelt, nach der Geburt einer Tochter im Bett nichts mehr gelaufen sein, das habe die Putzhilfe und jetzige Ehefrau offensichtlich eiskalt genutzt. Eines Tages soll sie ihm in den hinteren Räumen »seinen Lümmel aus der Hose genestelt« haben, hieß es. Die Ehefrau sei danach noch eine beachtlich lange Zeit ahnungslos geblieben, ob aus Dummheit oder Überarbeitung, darüber wurde gelegentlich gerätselt. Die Aufdeckung durch die Betrogene sei zufällig und peinlich gewesen: Günter Schaffers erste Frau arbeitete gerade bei Kundenandrang hinter der Theke und verkaufte Torten, als er beunruhigend lange ausblieb. Sie musste unter eigenem Druck zur Toilette, in der für Damen sah sie überrascht ihren Mann so stehen, als uriniere er dort hinein, sie nahm an, das Herrenklo sei besetzt gewesen. In dem Augenblick, als die Ehefrau sich abwenden wollte, habe sie zwischen seinen abgepreizten Unterschenkeln Frauenbeine mit den dunklen Pumps der Putzhilfe gesehen: Die saß auf dem heruntergelassenen hölzernen Klosettdeckel »und verlor ihn«, beschrieb das der Rentner. Einer der Gäste kommentierte die sich wiederholende Geschichte des Karl Heidmann, manchmal werde bei der Polizei Mord durch Zufall aufgedeckt, daraus sei die Lehre zu ziehen, bei anderer Stellung hätten die beiden das Gegenteil betrieben und wären auch zufällig entdeckt worden.

96

Die Nachricht vom Tode des Josef Wirjes und die Gunst der Erstverbreitung hatten Anna Schaffer an diesem Samstag derart emphatisiert, dass sie auf ihr übliches Aufputzmittel über mehrere Stunden verzichtet hatte. Sie stand neben ihrem Mann hinter der Theke, den Gästen ihren leicht altersgebeugten Rücken zugewandt, und nahm eine doppelte Portion Schnaps als Dessert nach der harten Pizza; die Wirtin rülpste laut und mit Genuss; so als sei es ein peinliches Versehen,

hob sie ihre knöchrige Hand an den grell geschminkten lidstrichschmalen Mund.

»Sie hörten den Landfunk«, meldete sich keck Schnulli.

»Es sprach die Sau persönlich«, dröhnte fröhlich der Kellner.

»Wegen einer Umleitung im Darm nahm der Furz den kürzeren Weg«, legte Silvertbach drauf. Für den lebensnotwendigen Umsatz überhörte Günter Schaffer viel.

»Das war anders«, antwortete seine Frau überraschend unaggressiv, »der Essenshaufen im Magen ist umgekippt.«

Nachdem die erste Frau ihren Mann »in flagranti« – Heidmann musste immer wieder erklären, dies sei kein Ort in Italien – auf der Damen-toilette überrascht hatte, soll sie trotz beachtlichen Andrangs von Tortenkäufern im Café ihre helle Verkäuferinnenschürze ausgezogen und ihm vor die Füße geworfen haben. Das hätten Gäste erzählt, die schon lange der grüne Rasen decke. Der Rentner zündelte gelegentlich, so gut gehe es dem Wirt gar nicht, denn seiner ersten Frau gehöre die Hälfte des Hauses, er müsse sogar einen Mietanteil für seine Wohnung an die zahlen. Es sei gefährlich, irgendwie das Gespräch auf die Erste zu lenken, Anna Schaffer entwickle sich dann zu einem speienden Drachen.

Bekannt war, dass die ehemalige Putzfrau nach der Scheidung auf eine Ehe drängte, auch wenn sie weiter morgens in dem Haus sauber machen musste. Nach einigen Jahren wurde sie mit über vierzig schwanger; weil sie selbst zunächst daran nicht geglaubt hatte und sogar den Frauenarzt erst auslachte, kam die Gewissheit für eine Abtreibung zu spät. Über die unbeliebte neue Wirtsfrau wurde hinterrücks gehechelt, sie mache sich ihre Enkel selbst, mit einer Spalte habe sie mehr bewegt als Journalisten mit fünf Spalten in der Zeitung. Das angeblich unter dramatischen Umständen geborene Mädchen nannten die genervten Gäste auch schon mal das Monster. So wie die alte junge Mutter die lebensgefährlichen Umstände der Geburt beschrieb, wunderten sich

97

ihre oft unaufmerksamen Zuhörer, dass darüber die Bild-»Zeitung« keine Zeile veröffentlicht hatte und in den Medizinsendungen des Fernsehens nicht berichtet worden war. An dem zweiten Tisch vorn im Café, auf dem Stuhl, den sich inzwischen Karl Heidmann als Stammpflichter ersessen hatte, hatte »die Pänz« quengelnd und ständig fordernd ihre Kindheit abgesessen. Schnell hatte die Blage erkannt, wie sie ihren Willen durchsetzen konnte – war das Café endlich gut gefüllt und wurden viele Torten aus der Kühltruhe von hinten nach vorn an die Theke getragen, wünschte das Kind weinerlich Süßigkeiten, und sofort bekam die Fordernde ihren Mund mit Schokolade, Eis oder Bonbons gestopft. Als Schulmädchen trug Tochter Bianca nur feine Markenware, als erste in ihrer Klasse fuhr sie mit einem Fahrrad, hatte Rollschuhe und verteilte, sich vermeintlich Zuneigung verschaffend, unter Gleichaltrigen Süßigkeiten. Waren die Eltern außer Hörweite, stichelten die Gäste, an der entscheidenden Stelle gleiche der Nachwuchs der Mutter, denn sonst wäre das Kind ein Sohn, aber an der zweitwichtigsten könne es den Vater nicht verleugnen, denn Bianca schleppte ein auffallend ausladendes Gesäß mit sich, womit Günter Schaffer auch gezeichnet war. Deshalb nannte ihn der eine oder andere verärgerte Gast auch schon mal in seiner Abwesenheit Weiberarsch. So mancher in die Nachbarschaft neu Zugezogene erwarb sich aus Unkenntnis die Feindschaft der Anna Schaffer auf Lebenszeit: Lief die Mutter mit der aufgedreht fröhlichen Tochter am Arm zum Shopping, fragten einige aus Freundlichkeit die Halbwüchsige, ob denn die Oma ihr etwas kaufe. Die Verzogene wurde von den alten Eltern äffisch geliebt, die Gäste hassten sie intensiv.

98

Ungeklärt zwischen Mutter und Tochter blieb, ob diese als Fünfzehnjährige beim Masturbieren überrascht wurde oder nicht. Als Anna Schaffer abends angetrunken früher als sonst die Wohnungstür öffnete, sah sie ihre Tochter zurückgelehnt halb liegend im Sessel, beide Hände unter dem Rock, der Slip hing links unten am Knöchel wie ein weißer Verband, beide sahen sich überrascht an, die Junge, weil sie

ihre Alte nicht hatte kommen hören und die wiederum, weil sie ihrem Nachwuchs eine gewisse Geschlechtslosigkeit unterstellt hatte. Die Mutter wachte morgens mühsam aus dem Alkoholschlaf auf, Unsicherheit bei der Frau, hatte sie die Szene nur geträumt? Deshalb war sie eher über sich schockiert; nie wurde das Ereignis angesprochen.

Mit knapp achtzehn Jahren und nach dem Beginn einer Lehre als Kauffrau bei einem Handelsunternehmen band Bianca ihren ersten Freund Bernd fest an. Auf ihn übertrug sich die Abneigung sämtlicher Stammgäste. Der gleichaltrige Bernd wirkte schwächlich und war einige Fingerbreit geringer gewachsen als seine konstant launische Freundin, was die Fantasie der feindlich gesinnten Gäste im Lokal mobilisierte, einer malte sich laut aus, wenn der sie mit ihrem riesigen Gesäß von hinten schrubbe, könnte der rechts und links nicht nach vorn sehen, wie der Fahrer eines Porsche auf der Autobahn, der hinter einem Brummi drängle. Bernds Vater lebte in Scheidung, was alle Tagesgäste sich täglich anhören mussten, er sei bei der Feuerwehr, deshalb wusste Anna Schaffer von heldenhaften Einsätzen des mutigen Erzeugers zu berichten, die nicht interessierten, weil sie klar als ihre Erfindungen zu erkennen waren. Sonntags spielte der Schmächtige »als Läufer« in der Kreisligaelf eines Vorortclubs, montags las Anna Schaffer jedem Neuankömmling laut und unaufgefordert, ihre Gäste nervend, die Mannschaftsaufstellungen aus dem Lokalblatt vor, und sie berichtete, Bianca sei auch auf dem Fußballplatz gewesen, Bernd habe hervorragend gespielt. »Da hat Fortuna dann ja im nächsten Jahr eine Chance«, kommentierte einmal Silvertbach, blieb aber von ihr unverstanden. Zum achtzehnten Geburtstag bekam Bianca eine kleine abgetrennte Wohnung in dem Haus der Eltern, Bernd war nach seinem Einzug fest in familiärer Hand. Wenn Günter Schaffer ihn nachts durch die zu dünnen Wände hecheln hörte, zeterte er schon mal, er lebe hier nicht in einem Puff; doch außerhalb ihrer Räume redeten die Eltern darüber nie.

99

»Herr Schaffer«, rief die jahresfrische Witwe aus dem zweiten Raum, »ich hätte bitte gern noch ein Stück von dem wunderbaren Obstbuden.«

»Aber mit Vergnügen, Glückwunsch zu diesem auserlesenen Geschmack«, rief der Konditor nach hinten.

»Als wenn der Arsch nicht schon fett genug wär«, kommentierte Anna Schaffer so gekonnt, dass ihre böse Meinung vorn im Raum alle hörten, im zweiten aber niemand sie verstand. Das übliche, sie vergeblich zurechtweisende »Hanna« verschluckte ihr Mann, denn er fürchtete, die drei grauen Frauen könnten seinen Ordnungsruf mitbekommen.

Als die misslungene Kopie von Johannes Heesters mit überdrehten Gesten das eine Stück Torte vor die Frau setzte, rief vorn von der Eingangstür her Kleinmanni: »Günter, kann ich mein Motorrad hinten vor die Backstube stellen? Heute mach ich einen drauf.«

Abwartend blieb er im Eingang stehen, von hinten sonnenbeschienen, angeberisch drehte er den Zündschlüssel klirrend um den Zeigefinger seiner linken Hand. Anna Schaffer erhob sich ächzend, den Gast übersehend ging sie hinter die Theke, um erneut ein Gläschen Stoff zu nehmen, Freude löste die Ankündigung des Gastes bei ihr nicht aus.

»Hast du gezockt, dass du dir was leisten kannst«, freute sich dagegen der kloßige Silvertbach über die Abwechslung, die er sich durch die Gespräche mit Littlemanni erhoffte. Auch der Kellner sah erwartungsfroh zur Tür, er brachte seine Massen umständlich, dabei stöhnend, in Bewegung und schob seinen knarrenden Stuhl ein wenig zur Seite, näher an den grienenden Schnulli, bald würden wieder vier Personen vorn sitzen.

»Schieb deinen Bolzen durch die Einfahrt«, beendete der Konditor das Warten.

»Das hat mir noch gefehlt«, brummelte die Intimfeindin des Motorradfahrers wieder auf ihrem Stuhl sitzend und ihr Ärger stieg an, weil niemand ihr Recht gab oder sie auch nur mit einem Nicken unter-

stützte. Ihr ungeliebter Gast, der in seiner Vierschrötigkeit dem Norbert Blüm ähnelte, war schnell zurückgekehrt und lächelte sie wie in kindlicher Unschuld vergeblich an.

»Ich weiß nicht, ob ich mich heute vor Kummer um den Josef Wirjes nicht betrinke. Da lass ich mal lieber die Maschine hier stehen. Bei der Beerdigung wollen sie uns nicht, da müssen wir hier und heute trauern.« Forschend sah Anna Schaffer auf Kleinmanni, sie überlegte, ob der wohl einige Stifzähne hätte; aber die könnte er sich als jahrelanger Bezieher von Stütze mit Sicherheit nicht leisten. Schnulli lächelte, nebenan schwieg Horst, die beiden unterschiedlich Dicken nickten im gleichen Rhythmus heftig. Anna Schaffer hatte den um diese Zeit üblichen Schnapskonsum erreicht. Bei diesem Pegelstand war sie milde und umgänglich gestimmt, nach einigen weiteren Magenbittern folgte, wie alle aus unterschiedlichen Erlebnissen wussten, heftige Aggressivität, die ausklang in kurzen Schlummerphasen bei Anwesenheit der tapfer verbliebenen Gäste. Ihren Blicken war jetzt das böse Funkeln genommen, es wurde oft gesagt, sie wirke dann so, als habe ihr jemand Glasaugen eingesetzt.

»Wir brauchen die Genehmigung für die Beerdigung nicht«, sagte sie sanft in Schriftdeutsch mit rheinischem Singsang, »wir kennen uns hier alle seit Jahren, auch ihn kannten wir, da kann man auch so an ihn denken. Ein schlechter Kerl war der Josef nicht. So eine Familie hatte der nicht verdient, die seine besten Freunde nicht sehen will.«

»Und was haben wir hier schon gesoffen!«, lobte Silvertbach in echter Anteilnahme den Verblichenen.

»Nicht mal die Tür hat der gefunden, so voll war der«, ergänzte der Kellner die Trauerreden auf den Taxifahrer, den sie zuvor einhellig einen Aufschneider genannt hatten.

Zwischen zwanzig und dreißig Flaschen weniger Umsatz pro Woche kostet mich das, überlegte der Cafébesitzer und wirkte auf die anderen, als trauere er um den Menschen. Auf die Gewohnheiten der Gäste eingestellt erhob sich Günter Schaffer, schaute in das Halbdunkel des zweitens Raumes, er sah zu dem Trappisten Horst, kaum merklich

senkten sich dessen Wimpern, das hieß eine Flasche Bier. Als er ihm wie üblich beim Service das Glas füllte, meinte der Konditor: »Ein paar Bierchen hätte der Wirjes auch noch trinken können, es ist doch ein bisschen früh, wie er gestorben ist.«

»Mein Schwager war erst siebenundfünfzig«, sagte vorwurfsvoll eine der Grauen.

»Das war doch noch 'n junger Hüpfen«, stellte der Wirt seine Stimme auf Trauer, die Situation gebot ihm, nicht daran zu hängen, wie viele Flaschen der noch hätte leeren können, briete er nun nicht schon in der Hölle. »Es ist ungerecht mit dem Sterben. Der eine früh, der andere spät, man weiß nicht warum. In meiner Jugend in Flingern sagte immer 'ne alte Frau, über neunzig war die, wenn es ans Sterben geht, geht's nicht der Reihe nach.« Niemand lachte in diesem Raum. Vorn aber grient Schnulli schon leicht angesäuselt in sich hinein und fragte mit seiner Fistelstimme, ob der Wirt für ihn ein »sehr schmales, kleines Stück Torte« habe, »etwas muss ich auch essen«.

»Aber Schnulli, mein Lieber, für dich gibt's 'ne Kinderportion.«

»Wenn du die Anna nicht hättest, man könnte glauben, du hättest was mit dem Schnulli«, dröhnte Kleinmanni.

»Na, Schnulli, der treibt keinen Keil zwischen uns«, lachte Günter Schaffer und trennte ein zeigefingerschmales Stückchen von dem Obstboden, das er wie bei einer Filigranarbeit auf einen Teller hob.

Als alle vor ihren Getränken saßen, der Magenkranke an dem Stückchen Kuchen knabberte, sagte der Cafésbesitzer zu den Trauernden im vorderen Raum: »Na dann Wohlsein!« Sie hoben die Gläser und dachten in diesem Moment jeder auf seine Weise an den Verblichenen.

Der seit Jahren von Sozialhilfe lebende Friedhofsfrühstücker Manni mied schon bald nach seiner Ausbildung geschickt und konsequent jede berufliche Arbeit. Die Stammgäste wussten aus seinen gelegentlichen alkohohseligen Erzählungen, dass er bei der örtlichen Polizei ausgebildet worden war – aber nicht als Beamter, Kleinmanni war Autoschlosser. In seinem Gesellenbrief hätte vermerkt werden können: mit besonderer, fast triebhafter Neigung zu Motorrädern. Zur Zeit seiner Jugend wurden die Fahrzeuge der Behörde in der eigenen Werkstatt gewartet. In diesem von fehlendem Gewinnstreben gekennzeichneten Betrieb erlernte der junge Rheinländer nicht nur die Motorenpflege; durch ständigen Kontakt mit der Polizei wurde er für sein Leben geprägt, doch anders, als es in Schullesebüchern beschrieben wird. Neben seiner tüchtigen Mutter hatte eine weitere ältere Frau beträchtlichen Einfluss auf Manni. Sie war Sekretärin bei der Dienststelle am Düsseldorfer Jürgensplatz und stand kurz vor der Pensionierung. Offensichtlich mochte sie den Vierschrötigen, denn ungefragt gab sie dem Kleinen Tipps, wie er sich erfolgreich und möglichst ohne Arbeit durchschlagen könnte. Sie sei schon unter den Nazis bei der Polizei tätig gewesen, dann unter den britischen Offizieren, später habe die CDU das Sagen gehabt, erzählte die Grauhaarige dem jungen Burschen in rheinischer Fröhlichkeit, nur die sich nach oben gedrängt hätten, seien beim politischen Wechsel entfernt worden. Arbeiter und eine Verwaltung brauche jedes Regime. Ein amerikanischer General, so paukte sie ihm ein, habe 1945 Mäßigung bei der Jagd auf Nazis gefordert mit dem Argument, er brauche keine Täter, wohl aber Loko-